

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 282 (2003)

Artikel: "Neues aber erlebt er nicht viel in seinem Alpendorf Schwellbrunn!" :
zum 175. Geburtstag von Johann Ulrich Furrer (1827-1877)

Autor: Peter, Matthias

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-377216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Neues aber erlebt er nicht viel in seinem Alpendorf Schwellbrunn!»

Zum 175. Geburtstag von Johann Ulrich Furrer (1827–1877)

MATTHIAS PETER

In seiner letzten Ausgabe hat der «Appenzeller Kalender» aus Anlass des 200. Geburtstages an den Zürcher Oberländer Volksdichter Jakob Stutz (1801–1877) erinnert, der von 1836 bis 1841 in Schwellbrunn als Lehrer gewirkt hatte, und nebenbei auch der Dichterschüler gedacht, die er anschliessend in Sternenberg um sich scharte. Unter ihnen stand ihm Johann Ulrich Furrer (1827–1877), dessen Geburtstag sich 2002 zum 175. Mal jährt, am nächsten. Ihm hat er 1852 eine Heirat nach Schwellbrunn vermittelt. Auch wenn Furrer mit dem Umzug ins Appenzellerland eigene Wege zu beschreiten begann, so scheint sein Leben doch auch weiterhin auf geheimnisvolle Weise mit jenem seines Mentors verstrickt geblieben zu sein.

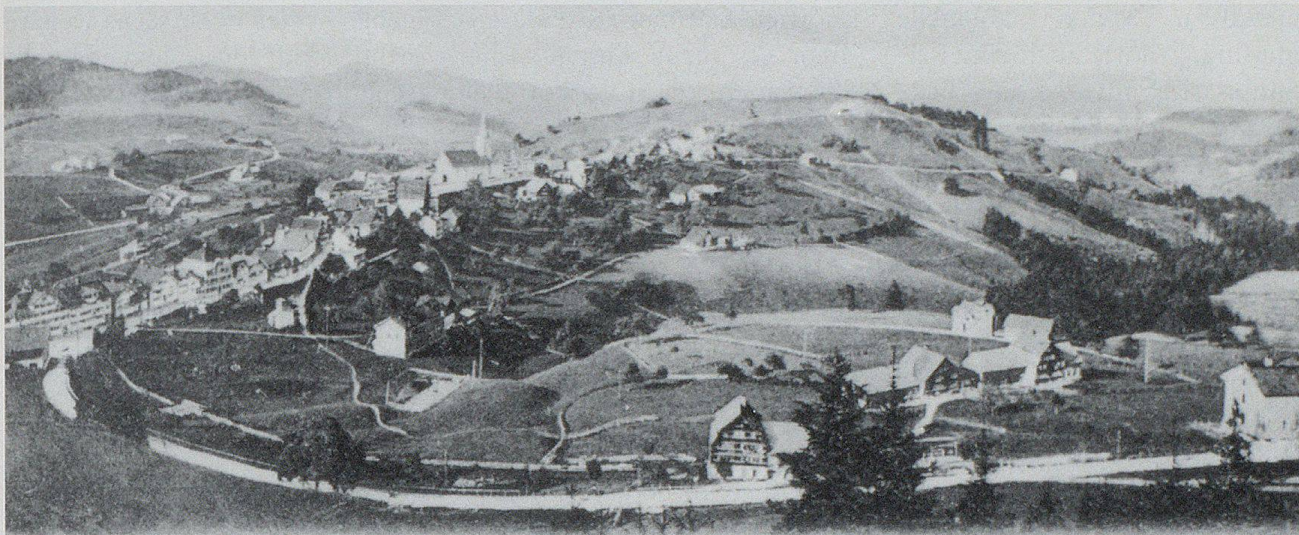
Im Mai 1852 verlobt sich der Sternenberger Bauernsohn Johann Ulrich Furrer mit der Margaretha Dorothea Preisig, der Tochter des Schwellbrunner Kerzenfabrikanten Johann Martin Preisig. Im Oktober übersiedelt er ins Haus des Schwiegervaters und tritt nach der Hochzeit in dessen Betrieb ein. Über Nacht steht der 25-jährige Furrer sozusagen als gemachter Mann da. Zu verdanken hat er diese Schick-

salswendung seinem Mentor, dem Volksdichter Jakob Stutz, der ihm die Braut vermittelt hat, die während seines Wirkens in Schwellbrunn seine Schülerin war. Zugleich ist Furrer dadurch erstmals aus dessen Bannkreis gelangt, in den er elf Jahre zuvor geraten war.

Furrer war vierzehn Jahre alt, als der damals vierzigjährige Stutz im November 1841 von Schwellbrunn nach Sternenberg kam, vorübergehend bei seiner verwitweten Schwester Anna Lattmann-Stutz Unterschlupf fand und sich im Frühjahr 1842 auf der Matt ein Häuschen baute, das er «Jakobszell» taufte. Eben erst der Alltagsschule entlassen, bekam Furrer damals in seinem Elternhaus auf der Obermatt gerade die Härte des Alltags der Sternenberger Bevölkerung so richtig am eigenen Leib zu spüren. Doch im Gegensatz zu seinen weit robusteren Brüdern Heinrich und Jakob war er, dem die Hebamme nach der Geburt am 2. September 1827 prophezeit hatte, er werde nicht über dreissig Jahre alt werden, weder für die Landwirtschaft noch für die Heimweberei so richtig geschaffen. Gerne hätte er seine rudimentären schulischen Kenntnisse noch ausgeweitet. In der

Repetierschule, die er an zwei Vormittagen in der Woche besuchte, war dies nicht möglich. In dieser Situation dürfte er in Stutz eine Erscheinung des Himmels gesehen haben. Im Herbst 1842 bat er ihn gemeinsam mit ein paar gleichaltrigen Kameraden um Unterricht im Briefschreiben und Rechnen. Stutz, der diese Aufgabe anfänglich nur widerwillig übernahm, hielt die Jünglinge zum Führen eines Tagebuchs an, in das Tages- und Wochenberichte geschrieben werden mussten, und erzielte bei ihnen mit dieser Methode, die er bereits in Schwellbrunn erprobt hatte, rasch Fortschritte. Furrer erwies sich als sein eifrigster Schüler und liess sich für das von Stutz gepredigte «Gute, Schöne und Gemeinnützige» derart begeistern, dass er nach Abschluss des Unterrichts im Mai 1843 auf Stutz' Anregung hin mit seinen Kameraden die Sternenberger Jugendgesellschaft gründete, deren Statuten sie zur Weiterführung ihrer Tagebücher verpflichtete.

Der Erfolg seines Unterrichts scheint Stutz so recht zu weiteren gemeinnützigen Aktivitäten angetrieben zu haben. Er liess einen Ratgeber für Haus und Herd zirkulieren, gründete eine Armen-



Blick von Süden auf Schwellbrunn. – Im Oktober 1852 zog der Zürcher Oberländer Bauernsohn und Volksdichter Johann Ulrich Furrer (1827–1877) von Sternenberg hierher, verheiratete sich mit Margaretha Dorothea Preisig, der Tochter des Kerzenfabrikanten Johann Martin Preisig, und trat in das Geschäft des Schwiegervaters ein. (Alte Postkarte)

kasse, die 1846 zur Jugend- und 1848 zur Gemeindesparkasse erweitert wurde, sowie einen Lesezirkel von Familienvätern. Bei alledem stand ihm Furrer treu zur Seite.

Stutz hatte ihn inzwischen auch mit einer Gitarre versehen und ihm das Saitenspiel beigebracht. Weil er das Glück, das er beim Schreiben und Musizieren empfand, noch andern gönnen wollte, rief Furrer 1846 auch noch einen Knabenverein ins Leben, dessen Mitglieder er sonntags zur Unterweisung bei sich versammelte.

Veilchenbund der Freunde des Schönen

«Geistig ist das Land das Euch umschlingt, Geistig Euer Gut nach dem ihr ringt / O dann wird es fort und fort bestehen: / Geistiges kann ewig nicht vergehen.»

Mit diesen Versen beehrte Stutz die Jugendgesellschaft im Mai 1848 zu ihrem fünften Jahresfest. Nicht zuletzt aufgrund solcher Stutz'scher Maximen war Furrer längst schon in einen ernsthaften Zwiespalt gestürzt worden. Sie dürften das ihrige dazu beigetragen haben, ihm sein Alltagsleben mehr und mehr zu verleiden. «Ich weiss nicht, aber mir ist immer, ich sei vom Schöpfer nicht dazu bestimmt, immer beim Webstuhl mein Brot verdienen zu müssen», notierte er im Oktober des gleichen Jahres in sein Tagebuch. Unter dem Einfluss von Stutz hatte er angefangen zu dichten. In der eigenen Familie fand er mit solchen Bestrebungen allerdings nur wenig Rückhalt. Wiederholt rügte ihn der Vater wegen seiner nächtlichen Schreibarbeiten. Enttäuscht notierte Furrer im Dezember 1848: «Meine Neigungen verhelfen mir

zu nichts, wie er sagt, im Gegenteil, sie würden mich nur unglücklich machen.»

Viele Notate des Jahres 1848 machen deutlich, wie unselbständig der 21-jährige Furrer in seinem Denken und Fühlen noch war. Redlich versuchte er, sich Stutz' rigider Moral zu beugen, die Trunk, Tanz und Spiel verdamnte, erlag aber doch immer wieder Anflügen gesunder Lebenslust. Als Stutz ihm deswegen im September 1848 mit Auflösung der Freundschaft drohte, wäre er am liebsten gestorben. Nach der innigst erbetenen Versöhnung hielt er im Oktober in seinem Tagebuch fest: «Ach, bei ihm nur ists mir wohl; mit ihm nur kann ich mich über das, was meinem Herzen am nächsten liegt, unterhalten.»

Unter den Besuchern, die Stutz schon bald nach seiner Niederlassung in Sternenberg

zuhauf in seiner Jakobszelle empfing, gehörte auch eine Reihe literarisch interessierter Bauernsöhne.

Ab 1847 kehrten die Brüder Jakob und Heinrich Senn aus Fischenthal, ab 1850 Konrad Meyer aus Winkel bei Bülach und ab 1851 Jakob Messikommer aus Stegen bei Wetzikon regelmässig bei ihm ein. Mit Furrer im Bunde, der zu allen vier einen regen Kontakt pflegte, bildeten sie eine Art Zürcher Oberländer Dichterschule um Stutz, der 1850 die Redaktion der Monatszeitschrift «Ernste und heitere Bilder aus dem Leben unseres Volkes» nicht zuletzt deshalb übernommen hatte, um seinen Jüngern eine Plattform für ihre schriftlichen Produkte bieten zu können.

Furrer sammelte seinerseits die Gedichte der Freunde in zwei handschriftliche Alben, denen er den Titel «Veilchenbund für Freunde des Schönen» gab. Er selber besingt darin in einem hübschen Gedicht eine Nacht in der Jakobszelle, das mit den Versen endet: «Doch eh' die Gartentür ich schliesse, / Wend ich mich nochmals bittend um, / Zum Himmel meinen Blick gewendet: Beschütze du dies Heiligtum!»

Stutz als Heiratsvermittler

Im Frühjahr 1852 begann sich jedoch das Gerücht zu verbreiten, dass es in der Jakobszelle nicht nur «heilig» zu und her gehen solle. Stutz' Neffe und Patensohn

Heinrich Lattmann streute aus, «man sei nicht einmal sicher, wenn man zu Stutz komme». Aus diesem Grund sei er 1846 aus der Jugendgesellschaft ausgetreten. Für die Mitglieder des Poetenkreises war es eine ausgemachte Sache, dass es sich dabei um eine rein erpresserische Verleumdung handelte, obwohl ihnen Stutz' homosexuelle Veranlagung offenbar kein Geheimnis mehr war. Heinrich Senn weiss in seinem Tagebuch jedenfalls, dass Stutz «wirklich als überwiegender Thäter auf besagtem Gebiet mehr als einmal schon gebüsst worden» ist. Es ist ihnen also zumindest ansatzweise bekannt, dass Stutz sowohl 1836 in Zürich als auch 1841 in Schwellbrunn seine Stelle als Lehrer aufgrund sexueller Übergriffe an seinen Zöglingen hat aufgeben müssen. Während der knapp drei Monate, die Stutz in Trogen im Gefängnis sass, – der Strafe von vier Wochen, zu der er am 15. Oktober 1841 verurteilt wurde, ging eine mehrwöchige Untersuchungshaft voraus –, bekannte er in seinem Tagebuch, wie oft er Gott vorgeworfen habe, er habe ihm «eine andere Seele gegeben, als den übrigen Menschen, eine Seele mit wider natürlichen Neigungen, die aber so stark oder noch stärker seien, als bei andern Menschen die natürlichen.» Mit den besten Vorsätzen war er nach Absitzen der Strafe nach Sternenberg gezogen. Spätestens 1846 hatte er jedoch wieder gegen sie verstossen. Nach Heinrich Lattmann

geben später noch sechs weitere Mitglieder der Jugendgesellschaft für die kommenden Jahre körperliche Annäherungsversuche seitens von Stutz zu Protokoll. Darin heisst es allerdings auch ausdrücklich: «Andere Mitglieder des Jugendvereins erklären, Stutz habe niemals etwas versucht, auch haben sie sonst keine Beobachtungen gemacht.» Heinrich Senn zeigte sich 1852 überzeugt, dass Stutz sich in den letzten Jahren nicht mehr damit abgegeben haben werde. Kann es sein, dass auch Stutz' Lieblingsjünger Furrer nichts davon gewusst hat?

Offenbar hatten die Gerüchte über Stutz auch ihn in Verruf gebracht. Er löste seine Vereine auf und wünschte dringend, Sternenberg zu verlassen. Dankbar griff er zu, als Stutz, der Lattmann mit Geld zum Widerruf seiner Behauptungen hatte bewegen können, ihm die Heirat mit einer ehemaligen Schülerin aus Schwellbrunn vermittelte. Da der einzige Sohn der Familie geistig behindert war, hatte ihr bejahrter Vater nach einem Schwiegersohn Ausschau gehalten, der sich für eine gelegentliche Übernahme des Geschäftes eignete. Furrer, der offenbar seinen Vorstellungen entsprach, zeigte den Freunden Mitte Mai die Verlobung an. Mitte Juli stellte er ihnen anlässlich einer gemeinsamen Einladung zu Messikommer nach Wetzikon seine Braut vor. Von der Germanistin Dora Rudolf wird Margaretha Preisig später als «bescheiden»,



Junges Zürcher Oberländer Paar. – Von Johann Ulrich Furrer existiert keine Fotografie. Als Hochzeiter darf man ihn sich wohl ähnlich wie in dieser Federzeichnung von F. Bernhard vorstellen. (Aus: Peterhans: *Ins Zürcher Oberland*)

«vortrefflich», «gemütvoll» und «empfindsam» beschrieben. Jakob Senn hingegen fand bei dieser ersten Begegnung nur wenig Gefallen an ihr. «Hat Jakob einmal etwas Unfreundliches, Unterhaltungsleeres und Antheilloses an Scherz und Ernst gesehen, so glaubte er es in dieser Jungfer Brysig in erhöhtem Grade wieder zu sehen», gibt Heinrich Senn, der zu Hause geblieben ist, seinen Bericht wieder. Für beide stand fest: «Eine Braut wolle man lieber selber suchen, als Andern es überlassen, wie dies hier geschah durch Stutz u. Andre.»

Auch wenn Stutz Furrer bereits im Vorjahr eine Stelle als Schreiber- und Buchführungs-

lehrling in Uster vermittelt hat, – der dieser dann allerdings schon zwei Tage nach Antritt der zweiwöchigen Probezeit entsagte –, so passt die Heiratsvermittlung durch ihn, der stets eifersüchtig über Furrer wachte, schlecht ins Gesamtbild. Anders als in Wirklichkeit lässt Jakob Senn in seinem Lebensroman «Ein Kind des Volkes» Furrer sich mit einer schönen Sternbergerin verheiraten und zwar ausdrücklich gegen den Willen von Stutz, der daraufhin enttäuscht Jakob Senn das Versprechen der Ehelosigkeit abzuringen versucht, wozu dieser sich aber nicht verstehen will. Diese Romanepisode könnte auf eine tiefer liegende Wahrheit verweisen. Stutz sah Furrer, den «Sohn seiner Mühe und Liebe», wie Heinrich Senn gelegentlich bemerkt, wohl auch in Wirklichkeit nur ungern in den Ehestand treten.

Kerzenfabrikant in Schwellbrunn

Ende Oktober 1852 gibt Furrer den Brüdern Senn in einem Brief ersten Bericht aus Schwellbrunn. Er vermisse die «gesellige Unterhaltung naher guter Freunde und das heimelige Gefühl eines Schreibstübchens», schreibt er. Heinrich Senn bemerkt in seinem Tagebuch dazu:

«O, Furrer, Furrer! mein guter Ulrich! wenn dich nur nicht das Heimweh quält und es nicht bekennen darfst, weil es dir Stutz – verbot.» Anders als 1851, als er den lange ersehnten Bürodienst

in Uster gleich wieder quittierte, beweist Furrer nun aber Durchhaltewillen. Er widmet sich, «dem Ernst der Zeit und der Verhältnisse» Rechnung tragend, «ganz dem gewählten Fach», wie er im Dezember 1852 an Konrad Meyer schreibt.

Im Mai 1853 reist er zum Jahrestag der Verlobung mit seiner Frau den alten Freunden nach. Bei dieser Gelegenheit führt er die Brüder Senn in das damals in Mode gekommene «Tischrücken» ein, indem er sie es in kleinerem Massstab mit einem hölzernen Fleischteller probieren lässt, der mittels Geisteskraft in Drehung versetzt wird. Im Juli befolgt Jakob Senn die Einladung zu einem dreitägigen Gegenbesuch in Schwellbrunn. Ausführlich gibt Heinrich Senn in seinem Tagebuch seinen Bericht wieder. Im Geschäft habe Furrer sehr leichte Arbeit. Sein Schwiegervater halte ihn gut und gebe ihm «wie einem Gesellen den Arbeitslohn und guten Tisch». Busenfreunde besitze er noch keine, da der «Charakter jenes Völkleins etwas leichtflüchtig» sei. Jakob Senn ist geblendet von der Pracht der soliden sauberen Wohnhäuser und beeindruckt vom Brauch, dass die meisten Leute barfuss gehen. «Jakob sah Einen, den Kantonalsteuereintnehmer barfuss und barhaupt, nur in Hemd und Hosen mit einem Sä(c)klein an der Schulter herumgehen und hielt ihn, der wenigstens über 8000 Frk. im Vermögen haben soll, für einen Bettler. O wäre diese Einfachheit

in unserm ganzen Alpenland noch zu Hause!», ruft Heinrich Senn in seinem Tagebuch begeistert aus.

Furrer arbeitet sich immer besser in seinen neuen Beruf ein. Auf geschäftlicher Durchreise in Richtung Zürichsee stattet er den Brüdern Senn im Mai 1855 wieder einen Kurzbesuch ab. «Furrer ist in seinem neuen Stande glücklich; Neues aber erlebt er nicht viel in seinem Alpendorf Schwellbrunn», hält Heinrich Senn bei diesem Anlass in seinem Tagebuch fest. Ein halbes Jahr später vermerkt er Furrers Erkrankung an Hirn- und Rückenmarksentzündung. Es

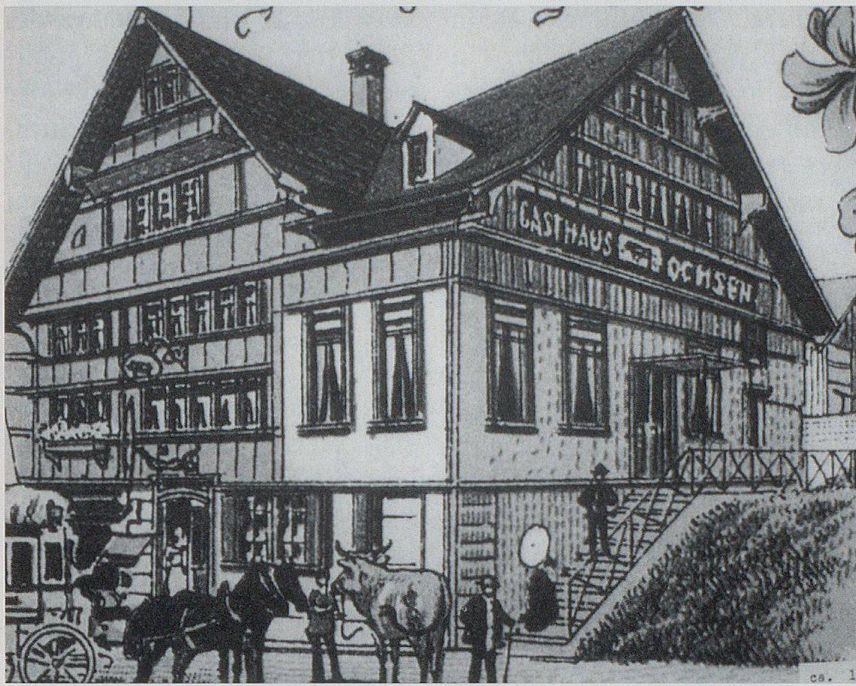
macht lange Zeit den Anschein, als ob die Prophezeiung der Hebamme, Furrer werde nicht über dreissig Jahre alt werden, sich erfülle. Doch übersteht er wie manche frühere auch diese schwere Krankheit. Als Rekonvaleszent schildert er den Brüdern Senn Anfang Januar 1856 ihren Gang. Seiner Handschrift sehe man seine Schwäche noch an, schreibt Heinrich Senn, der folgende Passage in sein Tagebuch kopiert: «Zwanzig traurige Wochen sind hinter mir, mehr als einmal schwebte der Engel des Todes über mir, und mehr als an einem Morgen liessen meine Bekannten fragen, lebt er noch und ist ihm die Sonne noch einmal aufgegangen. Meine Schmerzen waren fast nicht auszustehen, meine Jammertöne hörte man auf der Strasse und wenn der Tod nahe zu sein schien, betete ich um so inniger zu Gott um seine



*Gehörten ebenfalls zum Poetenkreis um Stutz: Der Landwirt und Pfahlbau-
forscher Jakob Messikommer (1828–1917) (links) und der Heimweber
und Chronist Heinrich Senn (1827–1915), der jüngere Bruder von Jakob Senn,
in einer Aufnahme von 1910. (Archiv des Autors)*

Sendung.» Man gewinnt den Eindruck, es sei Furrer in diesen Jahren gelungen, sich aus der einengenden Abhängigkeit von Stutz zu befreien. In seinen Briefen an die Freunde legt er gesunde Urteile in literarischen Fragen an den Tag und begeistert sich anlässlich einer Militärinspektion in Herisau an den gejedelten Kuhreigen der Appenzeller. Es macht ganz den Anschein, als habe er Stutz bei seinen gelegentlichen Besuchen in Sternenberg – im Oktober 1853 ans Sterbett des Vaters und im Oktober 1854 zum Jahrestag des Todes – keine Besuche mehr abgestattet. Jedenfalls verzeichnen dessen Tagebücher laut Judit und Peter Ganther-Argay kein Zusammen-

treffen mehr. Von einem einzigen Brief sei dort die Rede, in dem sich Furrer noch einmal für die empfangenen «Wohlthaten und Gutthaten» bedankt. Demnach dürfte Stutz ihn wohl auch kaum wie die Brüder Senn mit einem Exemplar seiner Autobiografie beschenkt haben, die er zwischen 1853 bis 1855 in fünf Lieferungen veröffentlicht hat. Falls Furrer sie trotzdem zu Gesicht bekommen hat, dürfte es ihm geschmeichelt haben, dass er in der Beschreibung der Sternberger Jahre wiederholt lobend erwähnt wird. Doch dann wird im Frühjahr 1856 erneut der alte Vorwurf der «Knabenschänderei» gegen Stutz erhoben. Er wird inhaftiert und in



Das Haus von Johann Ulrich Furrers Schwiegervater Johann Martin Preisig in Schwendbrunn, in dem auch der Kerzenfabrikationsbetrieb untergebracht war. 1856 konnte Furrer das Haus erwerben, musste es 1863 jedoch wieder abtossen. (Aus: Furrer: Schweizerländli)

Pfäffikon nebst 200 Franken Busse zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Nachdem Stutz aus dem Gefängnis an ihn geschrieben hat, sagt sich Furrer endgültig von ihm los. Ob er mit Jakob Senn ein halbes Jahr später gleichwohl über den gemeinsamen Freund und Mentor gesprochen hat? Auf Pfingsten 1857 hat er ihm jedenfalls seinen Besuch in Zürich angekündigt, wo Senn seit Anfang 1856 als Buchhandlungsgehilfe arbeitet.

Geschäftlicher Niedergang

Noch 1856 hat Furrer das Haus, in dem die Kerzenfabrik untergebracht ist, gekauft, mit allem,

«was niet-, nagel- und pflasterfest» ist. Bis Januar 1862 geht es ihm blendend, wie einem Brief an Konrad Meyer zu entnehmen ist. Er verkehrt aufgrund seiner gemeinnützigen Bestrebungen längst mit den «intelligenteren Kräften der Gemeinde». Er engagiert sich im Armenwesen und ist Mitglied in der örtlichen Lesegesellschaft, die mit ihrer «gut gewählten Bibliothek» seinem Leben «eine angenehme Würze» gibt. Der «getroffenen Wahl» seiner Frau freut er sich «immer mehr». Einzig das Versemachen sei auf der Strecke geblieben. Sonst gilt seine Klage nur noch den «gegenwärtigen Zeitläuften», die freundlicher sein könnten. Wenig später müssen sie ihm

zum Verhängnis geworden sein. Furrer muss Haus und Kerzenfabrik 1863 verkaufen. Er sieht sich gezwungen zur Seidenweberei überzugehen. Er versucht in Heiden mit einem kleinen Fadengeschäft einen Neuanfang. Als der letzte Vermögensrest aufgezehrt ist, liebäugelt er damit, nach Amerika auszuwandern, wagt diesen Schritt aber nicht. Im Gegensatz zu Jakob Senn, der sich seit 1861 als freier Autor durchzuschlagen versucht, 1864 geheiratet und mit seiner Frau in St. Gallen eine Wirtschaft geführt hat, bevor er 1869 nach Uruguay ausgewandert ist, von wo er 1876 in einem Brief an den Bruder Heinrich Senn erstmals dem alten Freund nachfragt: «Ist Furrer noch in Winterthur?» Er muss also noch vor seiner Abreise von dessen geschäftlichen Niedergang erfahren haben. 1869 hat Furrer das Appenzellerland wieder verlassen. In den folgenden Jahren wechselt er mehrmals Wohnort und Stelle. Zuerst arbeitet er als Magaziner in Oberwinterthur. 1870 wird er für einige Monate Privatschreiber bei seinem Freund Konrad Meyer in Zürich und anschliessend Krankenwärter in der psychiatrischen Klinik Burghölzli. Ab 1871 hält er sich und seine Frau in Wipkingen mit der Herstellung von Couverts knapp über Wasser.

Was Furrer über Stutz' unsteutes Wanderleben nach der Entlassung aus dem Gefängnis erfahren hat, bleibt ungewiss. In der losen Korrespondenz, die er mit Konrad Meyer führt, wird

sein Name nach 1852 nie erwähnt. Hat er zumindest von seinem Hinschied am 14. Mai 1877 in Bettswil bei Bäretswil erfahren? Oder hat er, der sich einst mit parapsychologischen Phänomenen wie dem Tischrücken auseinandergesetzt hatte, intuitiv gespürt, dass sein einstiger väterlicher Freund nicht mehr am Leben war? War er vielleicht doch über all die Jahre mit unsichtbaren Fäden an ihn gekettet geblieben? Das sind Fragen, die sich aus den gegenwärtig bekannten Quellen nicht klären lassen. Sicher ist nur, dass Johann Ulrich Furrer wenige Tage nach Stutz' Ableben freiwillig den Tod gesucht hat. Am 21. Mai 1877 wird seine Leiche bei der Schönenwerd-Insel aus der Limmat gezogen.

Selbst wenn das Zusammentreffen der Sterbedaten reiner Zufall sein sollte, so gibt es zwischen Furrers Tod und seiner Begegnung mit Stutz doch eine

deutliche Verbindung. Denn letztlich dürfte er vor allem an der Enttäuschung der überspannten Hoffnungen zerbrochen sein, die Stutz einst in ihm geweckt hatte. Er bleibt darin nicht der einzige. Zwei Jahre später, am 8. März 1879, wird auch Jakob Senn den Tod in der Limmat suchen, nachdem sich seine Pläne, in Zürich ein Auswanderungsbüro zu eröffnen, zerschlagen haben.

Furrers anspruchslose und deshalb nicht unansprechende poetische Beiträge in Stutz' Monatsschrift und für den Republikanischen Kalender blieben zeit lebens das einzig Gedruckte von ihm. Kein Wunder also, dass er anders als Jakob Senn, der mit seinem Lebensroman «Ein Kind des Volkes» ein bleibendes Stück Literatur hinterliess, als Autor in Vergessenheit geriet. Bis der sechste Band seines Tagebuchs aus dem Jahr 1848 aus der Verschollenheit auftauchte und

1998 zum 150-Jahr-Jubiläum des Schweizer Bundesstaates publiziert wurde. Dadurch hat der einstige Sternenberger Dichterschüler und spätere Schwelbrunner Kerzenfabrikant Johann Ulrich Furrer plötzlich als Chronist seiner Zeit eine neue glanzvolle Bedeutung erlangt.

Quellen:

Ungedruckt: Heinrich Senn: Tagebücher I–X (1850–1885), Privatbesitz. Gedruckt: Johann Ulrich Furrer: Schweizerländli 1848 – Das Tagebuch eines jungen Sternenbergers, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Judit und Peter Ganther-Argay, Rothenhäusler Verlag, Stäfa, 1998; Dora Rudolf: Konrad Meyer und sein Freundeskreis, Rascher & Co., Zürich, 1910; Jakob Senn: Ein Kind des Volkes, Schweizerisches Lebensbild, Verlag Hans Rohr, Zürich, 1971; Jakob Stutz: Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben, Verlag Huber, Frauenfeld, 2001, Jakob Stutz: Beiträge und Würdigungen, Antiquarische Gesellschaft Pfäffikon, 2001.

Gedicht von Johann Ulrich Furrer,
veröffentlicht im Republikanischer Kalender von 1847

Am Webstuhl

Und wenn ih so bim Webstuehl sitz,
Gar flissig schaff und wacker schwitz,
Sä denk ih oft, wie chümmerlih
Mi Sächli müess verdienet si.

S'gitt grossi Müeh und chline Loh.
Traist mängsmol 's Esse chuuum dävo.
S'goht wenig i und gist vil us,
Mä chunnt i d'Noth und nümme drus.

Doch nei, mies Chlage n ist nüd guet
Hä n ich doch gsunds und fröhli Bluet!
Wenn mä nge Rich nu das do hätt,
Er tuscht mit mer, wenn ih wett.

Drum will ich wieder zfriede si,
Und 's Schiffli fahr recht her und hi
Und allizit sei das min Zweck,
Dass ich mich nah der Decke streck.

Denn hä n ich wäger eisig gnueg,
Cha fröhli si bim Wasserchruog.
Ih weiss, de Hergott stoht mer bi
Und lot das Wenig gsegnet si.